

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

17.

Sonnabend, am 8. Februar 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

### Der Räuber und sein Kind.

(Schluß.)

Doch ob Jene wüthend jagen,  
Ihm hilft fort beherztes Wagen  
Im bekann'ten Berggebiet,  
Kundig der geheimsten Wege,  
Ueberfliegt er grause Stege,  
Klimmet bergauf und entzieht  
Mit dem Glücke des Verwegnen  
Der Verfolgung Schrecken sich,  
Bis den wilderregten Feinden  
Weithin jede Spur entwich.

Jetzt, wo hoch der Aether rauschet,  
Athmet tief er auf und lauschet:  
Alles still, wie Tempelnacht.  
Ruhig hängt des Himmels Leuchte,  
Streuend auf das tropfenfeuchte  
Alpengras Juwelenpracht.  
Krampf'ig fest in seinen Armen  
Hält er seines Herzens Lust,  
Und ein niegeföhlt's Wehe  
Taucht ihm auf aus tiefer Brust.

Von den dichten, finstren Brauen  
Aufwärts, wie mit stillem Grauen,  
Zieht sein trübes Auge irrt:  
„Bei dem Vater, der mir fluchen,  
Bei der Mutter, die mich suchen,  
Ach, vergebens dort einst wird,  
Und bei diesem reinen Wesen,  
Hier an meiner Brust, das mir  
Als die letzte Hoffnung lebet,  
Schwör' ich, großer Rächer! dir:

Nie mehr, nie will ich vergießen  
Einen Tropfen Blut. Nur fließen  
Soll von meiner Stirn der Schweiß.  
Schaffen will ich, beten lernen,  
Will des Raubes Frucht entfernen,  
Die mich zog zur Hölle heiß.  
Meinem Knaben will ich leben,  
Und für ihn hör', was ich nicht  
Werth bin für mich selbst zu bitten:  
Schenk ihm Deiner Gnade Licht!

Laß ihm, Richterarm der Welten!  
Für den Vater nicht entgelten;  
Mein Geschick sei ihm Gewinn,  
Droht ihm meines Blutes Erbe —

Dann, o, daß er nicht verderbe  
 Lenke gnädig seinen Sinn!"  
 So mit ungewohnter Stimme  
 Fleht er innig, fleht er heiß,  
 Und entzieht des Mantels Hülle  
 Nun dem stillen Knaben leis;

Spricht zu ihm mit Vatergüte:  
 „Liebes Kind! bist Du nicht müde,  
 Daß Du nicht zu Bett verlangst  
 Von der Schulter hartem Rissen? —  
 Hat der Schlummer Dich entrispen  
 Schon dem Arm der bleichen Angst?“ —  
 Und er hebt empor sein Antlig  
 Und erbebt. Was ihm gedroht,  
 Drang zu seines Kindes Herzen:  
 Blutig ist es, kalt und todt. —

Lauflos steht er; legt es nieder  
 Und enthüllt die zarten Glieder.  
 Ach umsonst! das kleine Herz  
 Schlägt nicht mehr, ist von dem kalten  
 Blei des Nordgewehrs gespalten,  
 Ist verglühet ohne Schmerz.  
 Und der Kernste aller Menschen,  
 Aller Väter, die es gab,  
 Sinkt zu der entseelten Hülle  
 Stumm und thränenlos herab.

Und so, bis der dritte Morgen  
 Alles, was die Nacht verborgen  
 Treulich thut dem Leben kund,  
 Liegt er auf des Liebling's Leiche;  
 Gräbt dann unter Duftgesträuche  
 Mit dem Dolch ein Grab im Grund.  
 Senkt hinein sein Kindlein schweigend;  
 Bettet's weich und deckt es kühl;  
 Macht von Alpenlaub ein Bettlein  
 Und von Blumen einen Pfuhl.

Alles giebt er in die Erde.  
 Nur als einz'ge, ewigwerthe  
 Trümmer seiner Schicksalskuld,  
 Birgt er eine blutigrothe  
 Locke in die freudentodte  
 Vaterbrust, voll Lieb' und Schuld.  
 Und es finden ihn die Häfcher  
 Auf dem Grabe hingestreckt;  
 Folget ihnen, als ob Kerker,  
 Schmach und Tod ihn nie geschreckt.

In der Hand das blut'ge Zeichen,  
 Sieht er Tag um Tag entweichen  
 Und die letzte Kerkernacht.  
 Sieht bei nächster Morgenbelle

Seines Lebens letzte Stelle,  
 Wie die erste rings umwacht.  
 Steigt hinauf mit festem Schritte  
 Auf das schwanke Blutgerüst,  
 Und es bricht den Stab der Richter,  
 Als er noch die Locke küßt.

Mäser.

## Er wurde gerädert.

Aus den Papieren eines Freundes mitgetheilt

von

Friedrich Steinmann.

(Schluß.)

Der Kasernen gab es damals zu wenige in der Stadt, als daß sie die Garnison von drei Regimentern und einiger Artillerie hätten fassen können; daher waren die Soldaten bei den Bürgern einquartirt, denen deshalb zur Entschädigung vielfach Baugelder bewilligt worden waren. Auch Schmidt hatte sein Quartier bei einem Bürger und zum Beobachter seiner Schritte einen Vertrauten, einen Freiwächter mit einem Thorpasse, welcher den Tag über in Arbeit war. Hierauf gründet Schmidt seine Ausführung; denn der Feldwebel kam jeden Tag vor der gewöhnlichen Visitation selbst, und bestellte ihn zum andern Tag zu irgend einem Dienste. Schmidt lud sein Militairgewehr, setzte auf das Pulver, anstatt der mangelnden Kugel, den Gewehrkräger, und erwartete so den wohlbeleibten Feldwebel. Gegen Abend wurde sein Name vor seinem Quartiere gerufen; in der höchsten Gemüthsbewegung mochte er die ihm sonst so kennbare Stimme verkannt haben; er antwortete nicht, stellte sich aber zum Schuß bereit. Nach wiederholtem Rufen, als der Rufende keine Antwort erhielt, stieg er, wie Schmidt erwartet hatte, die Treppe hinauf, und so wie er die Thüre öffnet, fällt der Schuß, und — Schmidt hatte

nicht den verhassten Feldwebel, sondern den von ihm geschätzten visitirenden Unterofficier erschossen. Einen zweiten Schuß besaß er nicht, sonst hätte er aus Schmerz, daß er den braven Unterofficier statt des verruchten Feldwebels getroffen, wie er im Verhör sagte, auch seinem Leben gleich ein Ende gemacht.

In natürlicher Folge wurde Schmidt sogleich auf die Hauptwache gebracht, und da Veranlassung und Vorfall mit allen Nebenumständen in der Stadt von Mund zu Munde gingen, und keine Bemäntelungen Seitens der Militairbehörde die klare Ansicht der Einwohner zu mildern im Stande waren, so machte dieser Vorfall daselbst mehr Sensation, als alles Spießruthenlaufen und Baumhängen bisher gethan.

Das Verhör des Schmidt war kurz; er bekannte mit seltener Ruhe und Gleichmuth seine That und bedauerte nur, daß er sich in seiner Gemüthstimmung übereilt und nicht abgewartet hatte, bis er den Bauch des Feldwebels gesehen, dem sein Kräger eigentlich gegolten habe. Er erwartete, daß eine Kugel sein Leben enden würde; aber er wurde getäuscht; das Erkenntniß lautete auf Rädern; doch sollte er, „aus besonderer Gnade“ (!) zuerst einen Gnadenschlag erhalten, bevor ihm alle Glieder am Leibe zerschlagen würden.

Ein unwissender Henker erschien mit einem eisernen Kolben und einem Gehülfe; ein unabsehbarer Zug begleitete den ruhig, heiter blickenden Delinquenten. An der Richtstätte angekommen, woselbst eine grausenerregende Stille herrschte, drängte ich Knabe mich bis zur Stelle, wo der Kreuzblock stand. Schmidt wurde davor gebracht, und das unselige Holz betrachtend, fragte er den Scharfrichter mit fester Stimme: „Wie muß ich mich legen?“ Er legte sich darauf und ward festgebunden. Mit der furchtbaren Keule stellte sich der Henker statt zur rechten, zur linken Seite des zwei Fuß hohen Kreuzblocks, und schlug von dieser Seite natürlich nicht auf's Herz, sondern auf die rechte Brusthälfte den sogenannten Gnadenschlag. Hierbei gab der Unglückliche den ersten Schmerzenslaut von sich und rief: „O, mein Gott!“ welche Worte bei der beispiellosen Stille von Jedem der zahlreichen Versamm-

lung gehört und in tiefster Brust gefühlt wurden. Nun trat der Gehülfe mit einem Fuß in den Strick, der um Schmidt's Hals durch ein Loch des Blocks gezogen war, um ihn zu würgen, während der Scharfrichter selbst im Zerhacken der Glieder fortfuhr. Wann das Opfer schreiender Ungerechtigkeit geendet, weiß ich nicht, da ich gleich nach dem sogenannten Gnadenschlage in's Freie hinaus mich durchdrängte.

Bis heute — obwohl seit jener Gräuelpedition mehr als sechzig Jahre verflossen sind — hat sich das Bild von meiner Seele nicht verwischen wollen, und ich glaube behaupten zu können, daß dieser dem Knaben gewordene Eindruck auf mich für das ganze Leben eingewirkt hat; denn jede Ungerechtigkeit erschüttert noch immer auf seltene Art mein innerstes Gefühl, und jene Erinnerung aus der Jugendzeit taucht dann immer auf's Neue vor mir auf.

## Ein Geheimniß.

Es war eine Septembernacht — sanft duftend und sternenhell, eine jener lieblichen Nächte, wie sie dem italienischen Himmel eigenthümlich sind, wie sie von den Kindern rauherer Zonen vergebens herbeigewünscht werden, und deren reine Luft und lichter Aether an und für sich einen Genuß gewähren, den Worte nicht beschreiben können, und die uns begeistern, dem Gotte stumme Dankgebete darzubringen, der eine so schöne Welt geschaffen hat. Es war kein Mondschein, aber ein strebender Glanz, die letzte Spur des geschiedenen Tages, weilte am klaren Himmel und goß seine Zauberfärbung über die Gärten von Pratolino, jener Perle der Apenninen, dem königlichen Palaß der Medici, während es die Lichtungen und Quellen, die dunklen Grotten und klaren Seen, womit die Gestade und die Prachtliebe des regierenden Herzogs, Franzesco von Medici, dieses Eden ausgeschmückt hatte, mit einem reizenden leichten Schatten bekleidete. Alles war still und

ruhig; selbst das Gemurmel der Wässer schwieg, und die Blätter störten durch keine Regung die athemlose Stille; selbst die Luft schien zu schlafen. Ein Fremdling, in einen dunklen Mantel gehüllt und mit einem großen Hute bedeckt, dessen Rand seine Züge beschattete, war der einzige lebende Gegenstand der Scene. Er saß am Fußgestell einer Bildsäule des Pan, die unter dem Schutze eines Myrthengebüsches und zweier Trauerweiden stand, deren anmuthige Nester den weichen Rasen küßten und den Fremden wie ein grünes Zelt umwallten. Während er da saß in athemloser Erwartung, stumm und regungslos wie das Steinbild, woran er sich lehnte, hätte man in der tiefen Stille, die ihn umgab, das Klopfen seines Herzens vernehmen können. Und wer war er, dieser verhüllte Fremdling? Welche geheimnißvolle Hand hatte ihm zu so unheimlicher Stunde die Thüren jenes verbotenen Gartens geöffnet? Wie war es ihm gelungen, der Aufmerksamkeit der wachsamem Aufseher zu entgehen? Welches Geschäft hatte ihn zu dieser Stunde hierher geführt?

Guido Nazzari war der jüngere Sohn einer reichen und edlen Familie Genua's. Die Natur hatte ihm in verschwenderischem Maße die verhängnißvolle Gabe der Schönheit ertheilt und die vielleicht noch verhängnißvollere eines tiefen Gefühls; hiermit verbanden sich großer Verstand und seltene Fähigkeiten, die Seele eines Dichters, die Begeisterung eines Künstlers und jener Eifer des Geistes, der ihn antrieb, jede Beschäftigung, die ihn ansprach, nicht als einen Zeitvertreib zu behandeln, sondern mit Leidenschaft und ausschließend zu betreiben. In früheren Jahren, als das rothbekreuzte Banner noch siegreich über den Meeren wehte und Genua's Ruhm und seiner Söhne Thaten von West bis Ost das stolze Gebiet ausgedehnt hatten, würde der jugendliche Guido vielleicht in die Fußstapfen der trefflichsten Krieger des Landes getreten sein, er hätte sich vielleicht wie seine Väter einen Heldennamen erworben; Ruhm würde sein Abgott geworden sein und ein weniger glänzender Altar würde ihn nicht haben fesseln können. Aber er war zu einer anderen Zeit in's Dasein getreten, wo Alles, was seinem Vaterlande geblieben, nur der

Abglanz der Vergangenheit war — das traurige „suimus“, das Völkern und einzelnen Personen nichts läßt, als die unfruchtbare und trübe Freude der Rückerinnerung.

Sein feuriger Geist, entrüstet über die Thatenlosigkeit, wozu ihn die Umstände verurtheilt hatten, und beengt von der schläfrigen Einförmigkeit in seines Vaters Hause, suchte in dem Feenlande der Phantasie Ersatz und weihte seine Kräfte dem Dienste der Musen und der Pflege der schönen Künste. Er verließ Genua und durchwanderte Italien. Rom sah den jungen Fremdling in seinen Mauern und ließ seinen Genius aus dem reinen Quell schöpfen, wo Raphael und Michel Angelo ihre Unsterblichkeit gewannen. Die Ufer des Paustlippo und Mergellina hallten wieder von den Tönen seiner Stimme, als er, von der Schönheit dieses bezaubernden Erdstriches bezauscht, hier verweilte, und aus dem Anblick der Natur in ihrer verführerischsten Gestalt poetische Begeisterung sog. Er hatte am Grabe Virgil's und Sannazaro's gestanden, an jenem Marmor geträumt, der Dante's Staub umschließt, betrübte Blicke auf die Mauern von St. Anna gerichtet, in dessen düstrier Zelle der reichbegabte Torquato das unwillkürliche Verbrechen büßte, eine Fürstin für eines Barden Geliebte gehalten zu haben; er hatte die nuganeischen Berge und jenes stille Dörfchen besucht, wo Petrarca's Gebeine ruhen, und war an keiner Stelle vorübergegangen, die durch die Gegenwart oder die Leiden eines großen Geistes geheiligt worden ist. Ruhm und Beifall waren dem jugendlichen Guido auf seiner Pilgerfahrt gefolgt und auf dem Kapitol hatte der Lorbeer seine Stirn umschlossen. Aber all dies konnte das Sehnen seiner Seele nicht stillen; sie verlangte nach einer Glückseligkeit, die sie bisher noch nicht empfunden hatte, nach Triumpfen, in welchen das Herz das Gefühl der Verlassenheit verlieren könnte, denn es herrschte eine schmerzliche Dede darin, die bisher noch nichts hatte ausfüllen können. Was war das Lob der Menge für ihn, da es in keinem zärtlichen Herzen widerhallte? — In dieser trüben und träumerischen Schwermuth, die wie das stille Dunkel, das dem Sturme vorhergeht, oft der Vorläufer einer verwüstenden Herzenserschütterung ist,

erreichte er Florenz, das damals unter der Herrschaft jener berühmten Handelsfürsten, der blutbefleckten Medici blühte, deren großmüthige Beschützung der schönen Künste und unermüdlige Anstrengungen ihre schöne Hauptstadt zum Sitz der Gelehrsamkeit und Bildung zu machen, die Nachwelt nicht haben veranlassen können, ihre unzähligen Verbrechen in Vergessenheit zu hüllen oder den moralischen Aussatz zu vertilgen, der an ihrem Andenken haftet.

Auf einem seiner Ausflüge, die Guido, nur von seinen Gedanken begleitet, in die liebliche Umgebung von Florenz machte, besuchte er auch Pratolino, und von der Schönheit dieses Edens bezaubert, warf er sich auf den Rasen und verträumte die goldnen Stunden, eingewiegt von dem Gemurmeln der Wasserfälle und beschattet von stolzen Bäumen. Den Blick auf die riesenhaften Apenninen gerichtet, deren kühne und schroffe Umrisse von dem glänzend blauen Himmel scharf abstachen und die üppigen Baumgruppen, die ihn beschatteten, ruhig, majestätisch und ernst überragten, bewunderte er die reizenden Wirkungen des Lichts und Schattens, den magischen Farbenwechsel, den der allmähliche Uebergang vom glühenden sonnenhellen Tag zum sanfteren Glanze der Dämmerung bewirkte; und von diesem Naturschauspiel gefesselt, kehrte er mehr als einmal zu dieser Stelle zurück, und bemühte sich, die flüchtigen Farben, die ihn entzückt hatten, auf die Leinwand überzutragen.

(Fortsetzung folgt.)

### Vincenz Prießnitz.

Der berühmte Gräfenberger Wasserarzt Vincenz Prießnitz wurde in seiner Heimath früher nur der Hölzla- und Schwambladoc-tor genannt. Man höre, was Carl Munde in seinen vor einiger Zeit erschienenen „Memoiren eines Wasserarztes“ (Dresden und Leipzig

in der Arnoldischen Buchhandlung. 1844. 2 Bde.) über diesen merkwürdigen Mann berichtet:

Ein reisender Hausirer kehrte eines Tages in dem kleinen Häuschen, welches Prießnitz' Großvater auf dem Gräfenberge gebaut, ein. Es war eben eine Kuh am Fuße mit der Sense verletzt worden, und die Nachricht davon kam herein, während der Handelsmann sich in der Stube befand. „Ich will Euch eure Kuh kuriren,“ sagte der Mann. „Gebt mir ein Stückchen Holz.“ Man willfahrte seinem Begehren. Er holte ein Messer aus der Tasche und schnitt drei kleine Hölzchen ab, ließ sich dann einen linnenen Lappen und einen Krug mit Wasser geben und ging hinaus aufs Feld, wo sich die Kuh befand. „Binzle,“ sagte der alte Vater zu Prießnitz, „gieh of un sieh, wie er's macht!“ Und Prießnitz ging und sah. Der Mann tauchte die Hölzchen in die Wunde, den Lappen in den Wasserkrug, und verband erstere dann, nachdem er sie ausgewaschen, unter dem Hermurmeln einiger unverständlicher Worte. Hierauf schnitt er von dem Lappen einen Zipfel ab, wickelte die Hölzchen hinein und empfahl, das Verfahren täglich wenigstens drei Mal zu wiederholen; besser wäre es, wenn es noch öfter geschähe. Die Hölzchen wurden dann mit dem Lappen auf den Ofen gelegt und mußten abdorren. Die Kuh wurde bald hergestellt, und als der Handelsmann wiederkam, kaufte man ihm das Geheimniß, d. h. die Worte, welche er hermurmelte, für ein Geldstück ab.

Der junge Prießnitz fing sogleich an, zu kuriren. Das Volk ist dort abergläubisch, also wurde es ihm leicht, in Kundtschaft zu kommen, und bei seiner großen Vorsicht und den Heilkräften des kalten Wassers fehlte es nicht an recht glücklichen Erfolgen.

Man nannte ihn den „Hölzladoc-tor.“

Nach und nach wurde er auf die Idee gebracht, daß die „Hölzla“ eine sehr überflüssige Sache bei den Kuren seien, und da er sich der wohlthätigen Wirkungen der kalten Waschungen bewußt geworden, schaffte er statt der Hölzchen einen Waschschwamm an, mit dem er die kranken Stellen selbst abwusch, wobei er Sorge hatte, den Leuten glaublich zu machen, daß die heilende Kraft in seinem Schwamme stecke, woran diese

gern glaubten, da es ihnen ein Gräuel gewesen wäre, sich auf eine natürliche und einfache Weise durch bloßes Wasser heilen zu lassen.

Man nannte ihn nun den „Schwambla-doctor“.

Mit der Kundschaft, welche sich mit seinen Erfahrungen vermehrte, erwachte auch der Neid der Mediciner, welche sich so lächerlich machten, das „Schwambla“ vor Gericht zu zerschneiden und zu analysiren, um Heilstoffe darin zu entdecken und den Prießnitz als Pfuscher zu denunziren. — Man intriguirte auf jede Weise gegen ihn, konnte ihm aber nicht verbieten, den Leuten zum Abzuwaschen und Wassertrinken zu rathen. Der Schwamm war indessen zerschnitten, und Prießnitz hatte Ruf genug, um desselben nicht mehr zu bedürfen. Die Kur bestand hauptsächlich nur in Waschen, Trinken und Baden, neben einfacher Diät. Prießnitz ging barfuß und setzte sich in Hemdärmeln zu Fische. Sein freundliches und dienstfertiges Wesen und seine nette Frau machten den Leuten den Aufenthalt in seinem Hause angenehm. Nach und nach bildete sich die Wasserheilkunde zu einem Systeme aus, und man muß Prießnitz nachsagen, daß er eine schätzenswerthe Geschicklichkeit bewies, alle die fremden gewagten Erfahrungen zu seinen eigenen zu machen und zum Nutzen Anderer anzuwenden. Mehrere eclatante Kuren machten Aufsehen. Prießnitz fand Gönner unter den Leuten von Einfluß; es strömten immer mehr und reichere Kranke seiner Anstalt zu, die zu eröffnen ihm erlaubt worden war. Ein Mal im Zuge, konnte es ihm nicht schwer werden, Das zu werden, was er ist. Aus dieser Relation ergibt sich, daß diejenigen, welche Prießnitz für inspirirt halten oder ihm allein die Erfindung der gesammten Wasserheilkunst zuschreiben, im Irrthume sind. Geholt hat er sich den Schatz seines ärztlichen Wissens nicht, wie es Andere mit vieler Mühe und großen Kosten thun; man hat ihm denselben gebracht, und er wußte es so geschickt anzufangen, daß man ihm nicht nur sein Wissen, sondern auch das Geld noch dazu brachte. Dazu gehörte seine seltene Selbstbeherrschung und die unerschütterliche Ruhe, sein Scharfblick, sein gutes Gedächtniß und so manche lobenswerthe Eigenschaft, ohne welche ein Mensch

sich nie zu erheben vermag. Prießnitz würde unter verschiedenen, aber gleich günstigen Umständen, vor Jahrhunderten vielleicht ein Mahomed geworden sein, und so wie er Millionen um den Dreizack gesammelt hat, vielleicht ganze Völkerschaften dem Vollmonde oder irgend einem andern Gestirn haben nachwandern lassen.“

## Correspondenz - Nachrichten.

Reiseerinnerungen von S.

(Schluß.)

30.

Von sehr verschiedenem Werthe sind die übriggebliebenen alten Baudenkmale. Aus je späterer Zeit sie stammen, in welcher die Kunst immer mehr verfiel, desto geringeren Kunstwerth besitzen sie. Man braucht nur den Triumphbogen des Titus mit dem des Constantin zu vergleichen, oder die Ueberreste des ältern Tempels des Jupiter und des spätern der Fortuna zu betrachten, so wird bald, auch das Auge eines Nichtkenners, den wesentlichen Unterschied bemerken. In weit edlerem Stile ist der Triumphbogen des Titus gehalten, und wenn gleich Constantin, diese Zierde Roms seines äußeren Schmuckes beraubte, um den seinigen dadurch zu verherrlichen, so stand er ihm doch bei weitem nach. Die drei Säulen des Tempels des Jupiter, mit dem herrlich gearbeiteten Karniese, gehören mit den Säulen der Gregostasis, des Gebäudes, in welchem fremde Gesandte empfangen wurden, zu den Meisterwerken der ältern Baukunst. Dahingegen sind die acht übriggebliebenen Säulen des Tempels der Fortuna nicht einmal von gleichen Dimensionen, und die spätern Restaurationen des Karnieses bleiben noch weit hinter den mittelmäßigen früheren zurück. Von vielen Ruinen kennt man die Bestimmung durch die Ueberreste des Planes vom alten Rom, welche im Capitol bewahrt werden. Leider sind es nur Bruchstücke, und sehr zu bedauern ist, daß nicht das Ganze wieder aufgefunden wurde. Andere Ruinen sind nicht so leicht zu bestimmen, haben häufig ihre Namen gewechselt, und Veranlassung zu nutzlosen Federkriegen gegeben. Eine herrliche Zierde vieler Ruinen Italiens sind der Epheu und die kräftigen rankenden Gewächse, welche

die Wände bedecken, in malerischen Gehängen herabfallen, und so die Schönheit derselben erhöhen.

## 31.

Wenn die herrlichen Ufer des neapolitanischen Golfes an Reizen die Umgebung Rom's übertreffen, so fehlt es auch hier nicht an schönen Punkten. Von den meisten Höhen der Siebenhügel-Stadt hat man liebliche Ansichten auf die unermessliche Roma, auf die Campagna und die Apenninen. Die hohen Kuppeln vieler Kirchen und die großartigen Ruinen, tragen viel zur Verschönerung der Landschaft bei. Beides findet sich in Neapel und an den Ufern des Golfes nicht in dem Maaße. Abwechselnd freundlich und wild sind die Apenninen, und einen eigenthümlichen Reiz gewähren ihnen die mannichfachen Ruinen, und die geschichtlichen Erinnerungen, auf die man bei jedem Schritte stößt welcher noch erhöht wird, wenn, wie ich es traf, ein improvisirender Führer in nicht schlechten Versen die Thaten der Vorfahren und die alten Denkmäler besingt. Selbst die pontinischen Sümpfe gewähren einen freundlichen Anblick durch den üppigen Graswuchs, und die Fülle der der Erde entsprossenden Blumen, so lange nicht die südliche Sonne mit ihrem brennenden Strahl diese Kinder des Frühlings versengt, die dann erst im Herbst mit dem ersten Regen zu neuem Leben erwachen.

## 32.

Nicht an einem Orte, wie auf unsern Kirchhöfen, wurden bei den Alten die irdischen Ueberreste der Verstorbenen beigesezt. Sie wurden, wie wir schon bei Pompeji gesehen, vor den Thoren längs den Heerstraßen beerdigt, und auch in Rom's Umgebung finden sich zahlreiche Ueberbleibsel dieses Gebrauches. Fast bis Albano kann man die Gräberstraße, an der alten Via Appia verfolgen, und zahlreiche Ruinen von Grabdenkmälern bezeichnen den Weg dieser Straße, auch wo sie selbst nicht mehr vorhanden ist. Vornehmen und Reichen wurden prachtvolle Mausoleen errichtet, oder sie errichteten sich dieselben selbst schon bei ihren Lebzeiten. So Hadrian, dessen Mausoleum jetzt zum Theil die Festung Rom's, die Engelsburg bildet. In den sogenannten Columbarien, von ihrer, einem Taubenhause ähnlichen Form so genannt, wurden die Gebeine der Angehörigen, Freigelassenen und Sklaven der großen Familien beigesezt. Eins der am besten erhaltenen, ist das Columbarium des Pylas, oder der Familie des Augustus. In zahlreichen Nischen stehen kleine Sarkophage und Grab-urnen mit den gesammelten Knochen der verbrannten Leichen, und darunter ist der Name des Verstorbenen bezeichnet. Einen andern Begräbnißplatz, vorzüglich von den ersten Christen zur Bestattung ihrer Todten benutzt, bilden die weitläufigen Catacomben, die sich in den Bergen in der Umgebung Rom's mehrere Miglien weit erstrecken. Schon

in alten Zeiten zur Gewinnung der Puzzuolan-Erde angelegt, wurden sie von diesen erweitert. Dorthin flüchteten sie bei den Christenverfolgungen, dort erfüllten sie heimlich ihre Gebräuche, wie die Ueberreste unterirdischer Kapellen beweisen, und dort bestatteten sie ihre Todten, deren man 140,000 gefunden haben soll.

## Aus Königsberg im Januar.

## (Fortsetzung.)

Da erschien das erste Heft des Christlichen Volksblatts (Königsberg bei Th. Theile) und darin ein Artikel des Herrn Divisionspredigers D. Rupp als Beantwortung der Frage: „Was muß die bevorstehende Provinzialsynode thun, um dem Geiste des Evangeliums zu entsprechen und den kirchlichen Uebeln der Gegenwart in ihrem Kreise abzuheben?“ Der Verfasser bewies darin aus Apostelgeschichte 15, 6. daß eine Berathung und Beschließung allgemeiner kirchlicher Gesetze ohne Zuziehung von Gemeinde-Repräsentanten dem Geiste des Evangeliums zuwider sei; daß in Folge der thatsächlichen Entfremdung zwischen Geistlichen und Gemeinden die Erstern von dem religiösen Bedürfniß des Letztern keine genügende Kunde haben, und gelangte dadurch zu dem Schluß, daß die Synode, in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung nichts thun könne, als folgende Erklärung abzugeben: „Die berufene Synode kann nicht leisten, was von ihr gefordert wird, weil sie nur aus Geistlichen besteht, sie bittet um die Berufung einer Synode, die aus Geistlichen und Nichtgeistlichen besteht.“ Das zündete! Das war ein Manifest, so recht aus dem Herzen, aus dem religiösen Bewußtsein des Volkes heraus! Indes waren die geistlichen Herren nichts weniger als einverstanden damit! Wie sollten sie auch! Eine solche Inkompetenzklärung abzugeben, wäre ja das Werk einer Viertelstunde gewesen, und sie hatten sich auf wochenlange Sitzungen vorbereitet. Herr Prediger D. Laue hatte sie schon vorher durch die Zeitungen mit einem gemüthlichen Sorgenfrei in der Verhandlung bei Schöneberg bekannt gemacht; sie mochten nicht an verhaltenen Reden krank werden, nicht die Gelegenheit versäumen, die Zügel der Herrschaft zu ergreifen, und da ihnen Herr Prof. Jakobson in einer gegen Rupp gerichteten Brochure bewies, daß sie, wenn auch nicht vernünftig, so doch historisch vollkommen berechtigt wären, hüteten sie sich wohl, ihre Inkompetenz einzugestehen, sondern traten zu heimlichen Berathungen zusammen. Ein Paar Wochen lang

hatten wir nun diese geistliche Einquartirung zu ertragen, welche unheimlich und lästig genug war, da sich das geistliche Wesen, wo immer es zum Vorschein kommt, mit einer präventiösen Auffallenheit vordrängt. Kein Geistlicher sieht aus wie ein Mensch, sondern im-

mer wie ein Geistlicher. Indes rächte sich das Publikum an seinen schwarzen Gästen, diesen wilden Jägern der Kirchenzucht.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

Karl Beck. Ueber diesen Dichter bringen die „Grenzboten“ eine literarische Skizze von Jacob Kaufmann, die wegen ihrer seltenen, tiefen Verständnissinnigkeit weitere Verbreitung verdient. Einiges daraus möge hier Platz finden.

„Die „Auferstehung“ ist die Krone der neuen Gedichtsammlung. Nicht der hohe Schwung der Gedanken, nicht der treffliche, oft shakspeare'sche Bildertiefsinn allein ist es, was für eine wirkliche Auferstehung des Dichters spricht; denn ähnliche Blüthen trieb sein Geist wohl auch früher, wenn schon nicht in diesem Maße. Aber wohltuend ist die glückliche Einheit, die reine, durchsichtigklare Form der Composition im Ganzen. Ich möchte das Gedicht, wenn Vergleiche dieser Art statthaft wären, mit einer Beethoven'schen Symphonie vergleichen. Offener und rührender, als der Dichter selbst in der Einleitung auf wenigen Seiten thut, wird selten Jemand seine Reichte schreiben. — Durch die „Nächte“ geht das kosmopolitische Wetterleuchten des vorigen Jahrzehents, in der „Auferstehung“ begrüßt uns etwas vom „Hoffnungsmorgenroth“, welches vielen gläubigen Herzen dieser Zeit aufgegangen ist; in der „Auferstehung“ hat sich aus der wilden Gährung des Zweifels, der stürmischen Zerstörungslust und des träumerisch dunklen Dranges nach einer unnennbaren Zukunft, endlich eine reine Ueberzeugung erhoben und der feste Glaube an eine große Bestimmung der Menschheit, ein Glaube, den Viele gedankenlos nachbeten: aber dem Dichter und Denker, der um ihn gerungen hat, ist er eine Wahrheit, eine Bestimmung, die jeder Menschheitgläubige sich abstract denkt und mit großer Ruhe in die weiteste Ferne verlegt: der Dichter aber rückt sie in zeitliche Nähe und deutet wenigstens die Umrisse ihrer idealen Schönheit an. Die strenge Gluth des antiken Spiritualismus, mit der Schwärmerei des modernen Gemüths vereinigt, hat eine Romantik erzeugt, die bis jetzt Beck eigen-

thümlich geblieben ist; denn der evangelische Socialismus des edlen Sallet ist viel zu dialektisch-didaktisch gepanzert, um viel Fleisch und Blut zu haben. Der Styl von Beck's Lyrik ist schwer zu bezeichnen, seine Sprache hat bald dramatische Lebendigkeit, bald epische Malerei, meist aber lyrische Bewegung und musikalischen Klang.“

19.

Kommunistische Niederlassungen. Gütergemeinschaft und gefelliges Zusammenwohnen, Arbeit als Vergnügen und nur für den Zweck der Gesellschaft, alles das klingt in der Theorie recht hübsch, aber ist praktisch unausführbar — so hieß es, und so heißt es noch jetzt. Gleichwohl bestehen in Amerika und England dergleichen Colonien, und zwar nach dem Ausspruche Reisender im blühendsten Zustande. Die Shakers in Amerika haben bereits 10 Gemeinden, von 300 — 800 Mitgliedern, keinen Armen und Nothleidenden, keine Polizei, weder Richter noch Advokaten, kein Gefängniß und kein Zuchthaus, aber volle Vorrathshäuser, Fabriken u. s. w. Die Rappiten, von einem württembergischen Prediger Rapp 1804 in Pensylvanien gestiftet, gründeten 2 Städte und nennen sich Harmonisten, ebenfalls solche Separatisten unter dem Pfarrer Bäumler gründeten die Stadt Zoar im Staate Ohio, und außerdem werden noch neue Niederlassungen begonnen. Endlich hat Robert Owen in der Grafschaft Hampshire in England die Kolonie Harmony, ein Muster von Landwirthschaft und gefelliger Ordnung gestiftet. Es geht also.

Vorschlag zu einem deutschen Sprüchwort. Ein Schriftsteller, wer, weiß ich nicht, sagt: Genieße Morgens die Versprechungen eines Ministers, Mittags die Weisheit eines Professors und Abends die Wohlthaten eines deutschen Récenaten — so kannst du hungrig zu Bette gehen!

42.

Druck von Carl Rammig  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.